

BERNHARD LISS

Leben – mit Sterbeprogno

Das Thema „In Würde sterben“ kann unmöglich nur abstrakt behandelt werden. Theoretische Abhandlungen müssen mit Erfahrungsberichten von Betroffenen kombiniert werden. Betroffen sind Ärzte und Pflegepersonal, Angehörige und Sterbende. Auf ausdrücklichen Wunsch der Redaktion schreiben zwei Menschen, die mit der ärztlichen Diagnose Krebs leben müssen; ihre Beiträge bilden den existentiellen Rahmen, in dem die anderen Artikel zu sehen sind.

Bernhard Liss, Priester der Diözese Linz, ist als Familienseelsorger durch sein intensives Engagement für eine neue Seelsorge an Geschiedenen und Wiederverheirateten weit über die Grenzen dieser Diözese hinaus bekannt geworden, auch als Autor zahlreicher Bücher und gefragter Referent.

Bernhard Liss ist am 11. November 1994 an seiner Krankheit gestorben. (Redaktion)

Als mich das Ersuchen der Redaktion, diesen Artikel zu schreiben, erreichte, hatte ich schon mehr als 1700 Tage seit der Diagnose hinter mir. Ich erinnere mich noch an die schockierenden Sekunden, als der Arzt stockte und ich fragte: „Oder?“ Darauf nur ein vielsagender Blick und ich: „Etwas Böses?“ Die Antwort war klar. Etwas anderes hätte auch meiner Art, mit Problemen umzugehen, nicht entsprochen.

Für mich war dieser Dialog wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Alles hätte ich für möglich gehalten, nur das nicht. Warum? Ich weiß es nicht. Aber daß ich Krebs bekommen könnte, war mir einfach nie in den Sinn gekommen.

Die Diagnose wurde dann erweitert. Das Knochengestüt ist voll von Meta-

stasen. Zugleich kam der Vorschlag für eine aggressive Therapie. Ich hatte Vertrauen und stimmte zu.

Meine eigentliche Reaktion aber war – ein Freund erinnerte mich neulich an meine Worte: „Ich nehme den Kampf gegen den Krebs auf“. Dabei hatte ich keine Lust, mich mit den Details der Krankheit zu beschäftigen. Das sollten die Ärzte besorgen. Ich wollte leben, und damit war auch schon eine wichtige Entscheidung getroffen: Noch in der ersten Woche schrieb ich einige wichtige Briefe, in denen ich Funktionen, die über die Diözese hinausgingen, aufgab und jeweils für die Nachfolge sorgte. Mit dieser Reduzierung auf meinen eigentlichen Arbeitsbereich wollte ich Überforderungen, die ja Kräfte kosten, vermeiden.

Zugleich entschloß ich mich, mit meinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern über meinen Zustand offen zu sprechen, und ich bin heute froh darüber. Ich konnte die sonst allzu leicht auftretende Unsicherheit vermeiden und vom Krankenbett aus die wichtigen und unaufschiebbaren Arbeiten leisten.

Vom Verstand her war also alles klar. Momente des Selbstmitleids waren durch Tränen gekennzeichnet, die ich mir aber gut zugestehen konnte. Trotzdem brauchte es viele Wochen, bis mein Gefühl die rationale Bewältigung des Krankseins einholte. Dazu war es gut, daß ich meinen geplanten Urlaub konsumierte und dabei die Tatsachen auf mich wirken ließ.

Interessant finde ich beim Rückblick meinen Entschluß, den ich am ersten Urlaubstag traf, ein Buch über die Geschiedenenpastoral zu schreiben: „Krise, Scheidung, Neubeginn“. Dabei war mir vor allem der Untertitel wichtig: Pastorale Erfahrungen in einer menschenfreundlichen Kirche. Später wurde mir klar, was dahinterstand: Trotz des Entschlusses, um mein Leben zu kämpfen, war ich gar nicht sicher, wie alles ausgeht. Und in dieser Situation wollte ich das, was mir damals besonders am Herzen lag, festhalten, damit die hoffnungsvollen ersten Schritte zum Wohl jener Menschen, die durch die Enttäuschung einer Scheidung hindurch mußten, nicht verlorengehen. Wahrscheinlich eine Überschätzung, aber damals für mich eine drängende Realität. So drängend, daß ich das Buch in den drei Wochen fertigstellen konnte.

Bemerkenswert erscheint mir heute auch meine damalige Entscheidung – entsprechend Psalm 90 –, meine Tage zu zählen. Das bekam für mich eine besondere Bedeutung, wenn ich versuchte, meine Chancen zu entdecken; ich hatte ja von keinem Arzt ein „Todesurteil“ gesagt bekommen oder eine konkrete Prognose über einen zu erwartenden Zeitraum. Meine neugierigen Fragen führten lediglich zur Information, daß bei einem Krankheitsbild wie meinem vier Jahre ab Diagnose das Maximum seien. Meine stereotype Reaktion lautete: „Ich bin bereit, jeden Rekord zu brechen.“ Das hatte ich auch im Kopf, als ich zu Beginn des fünften Jahres zufällig jenen Arzt traf, der einige wichtige Untersuchungen durchgeführt hatte, die dann zur Diagnose Krebs führten. Er sagte voll Freude: „Ich finde es immer großartig, wenn ich Sie predigen höre. Ehrlich ge-

sagt, damals hätte ich nicht gedacht, daß Sie noch länger als ein Jahr leben können.“ Solche Erinnerungen sind mir deshalb wichtig, weil ich die Realität nicht verfälschen möchte. Im ersten halben Jahr, das von der scheußlichen Chemotherapie geprägt war, lag mein Seelenzustand jedenfalls zwischen Lebenskampf und Todeserwartung.

Diese Feststellung ist auch eine Grundlage für die weitere Entwicklung. Nachdem die Untersuchungen einen fulminanten Erfolg der Behandlung anzeigten, so daß ich über die Krankheit in der Vergangenheitsform sprach – eine Mitarbeiterin hat mich darauf aufmerksam gemacht –, überließ ich mich dem Gefühl des Sieges, und zwar durch fast zwei Jahre, allerdings vermischt mit dem Bewußtsein, daß die Krebszellen überall in den Knochen sitzen. Krebs zu haben, wurde für mich zu einer Art Wesensmerkmal, etwa wie Männlichkeit oder Priester sein.

In dieser Zeit habe ich meinen Zustand immer wieder reflektiert. Ich war zufrieden, daß ich arbeiten konnte, lebte nach Möglichkeit so wie vorher und nahm die unvermeidlichen Einschränkungen an. Daneben aber fragte ich mich, ob sich nun etwas verändert hätte. Zunächst wollte ich nein sagen, weil ich ja keine spektakulären Veränderungen vorweisen konnte. Dann aber mußte ich doch manches feststellen. Ich erinnere mich an das Glücksgefühl, das während einer Bahnfahrt der Blick auf Salzburg in mir auslöste; einfach aus dem Bewußtsein, daß es nicht selbstverständlich ist, etwas Schönes durch die Augen in sich hinein trinken zu können. Ähnliches gab es öfter. Ich lebte also intensiver und bewußter, in allem dankbar, leben zu dürfen.

Außerdem war mein Lebensgefühl eher ruhig, dabei aber auch gespannt; damit meine ich die Unsicherheit beim Blick in die Zukunft. Ich erlebte auch eine gewisse Distanz zu den Dingen, die mich einige Jahre vorher noch heftig erregt hätten. Das hieß aber nicht Interesselosigkeit. Eher mit unvollkommenen Details des Lebens versöhnt sein.

Ich erinnere mich daran, daß ich mehrmals eingeladen wurde, in Bildungsveranstaltungen über den Umgang mit Krebs zu sprechen. Ich lehnte immer ab, weil ich mir das nicht zutraute. Ich verstand einfach zu wenig davon; wenn ich nur an die Berge von Literatur denke, die man mir übermittelt hat. Und meine Art, mit der Krankheit umzugehen, war sicher nicht beispielgebend, weil zu primitiv: Ich lud die Krebszellen höflich ein, meinen Körper in Ruhe zu lassen und steckte meine Energie vorwiegend in die Arbeit, was soviel heißt wie in das Leben. Ergänzen muß ich dazu, daß ich allerdings Einladungen in Selbsthilfegruppen angenommen habe, wenn es um den Erfahrungsaustausch mit Betroffenen ging und meistens auch um einen Bereich, von dem ich fachlich etwas verstehe: die Familie und wie sich der Krebs eines Gliedes dieser Gemeinschaft auf alle auswirkt.

Zweieinhalb Jahre nach der Diagnose kam der – ich hatte es nicht so gesehen – unvermeidliche Rückfall. Jedenfalls hat man im Spital verständnisvoll genickt: Klar; es mußte ja so kommen; wir werden wieder alles tun. Da es in diesem Artikel nicht um den medizinischen Aspekt geht, nur kurz: Alle Therapien blieben wirkungslos, haben höchstens geschadet, deshalb Schluß mit allem. Nur das, was die Kraft des

Organismus stärkt; dazu gehören auch sogenannte alternative Mittel.

Festhalten muß ich die Zeiten qualvoller Schmerzen. Ich wußte nie, wann sie auftreten würden. Dann aber jagten sie mich von einem Zimmer ins andere, liegen, sitzen, gehen, laut jammern, den Arzt mitten in der Nacht holen, damit eine helfende Injektion endlich dem Spuk ein Ende macht. Ich war mit allen Medikamenten eingedeckt. Die Erinnerung an die schlaflosen Nächte umfaßt auch die Zeit nach den Schmerzen; ich war erschöpft, konnte aber nicht schlafen. In diesen Stunde habe ich zum Wachsein bewußt ja gesagt und viel nachgedacht. Dabei spielte die Todesnähe eine große Rolle. Immer wieder kam ich in die Phantasie an den Punkt, der nicht zu überschreiten war. Dort würde Gott auf mich warten. Aber wie? Christus? Ich hätte gern dahintergeblickt, aber das war nicht möglich. Ich wollte wenigstens wissen, ob ich dann Angst haben würde, aber ich habe keine Antwort auf diese Frage bekommen.

Schließlich fiel die Entscheidung für eine konsequente Schmerztherapie. Das heißt, nicht erst dann Medikamente nehmen, wenn der Schmerz auftritt, sondern durch regelmäßige Gaben den kontinuierlichen Spiegel eines wirksamen Schmerzmittels zu erhalten, der das Durchbrechen der starken Schmerzen von vornherein verhindern soll. Unter Umständen braucht es dazu noch andere unterstützende Medikamente. Damit kann ich gut leben.

Die Schmerzen „in den Griff“ zu bekommen, ist nach meiner Erfahrung eine wichtige Voraussetzung, um sinnvoll leben zu können. Ich bewundere

»Man bleibt nie ganz unbeteiligt...

Einübung ins Leben – der Tod

Herausgegeben von
Wolfgang Beinert

Der Tod als Thema
der Pastoral

Verlag Friedrich Pustet

237 Seiten,
kart. DM 32,- / öS 250,- / sFr 33.20
ISBN 3-7917-1009-5

Ein Arzt für Strahlentherapie und mehrere Theologieprofessoren legen hier ein wahrhaft anregendes Buch vor. Aus der Sicht der *Dogmatik, Kirchengeschichte, Religionspädagogik, Medizin, Moraltheologie und Exegese* enthalten diese Beiträge grundlegende Aussagen über Tod und Sterben... Ein umfangreiches Kapitel ist dem seelsorglichen Geleit für Sterbende und Hinterbliebene gewidmet. Ein insgesamt empfehlenswertes Buch zu diesem pastoral bedeutsamen Thema. ◀◀

(Katechetische Blätter, München)

Die Autoren und ihre Beiträge:

Wolfgang Beinert:

**Wie redet man richtig über den Tod
und das Leben danach?**

Franz Schnider:

**Tod und Auferstehung in der
heiligen Schrift**

Norbert Brox:

**„Den Tod einüben“. Gedanken der
Kirchenväter über das Sterben**

Adam Seigfried:

**Der Tod in der christlichen Anthro-
pologie / Ja zum „Ewigen Leben“**

Wolfgang Nastainczyk:

**Trauernde trösten. Seelsorgliches
Geleit für Sterbende und
Hinterbliebene**

Gerhard Rey:

**Sterben und Tod in der Sicht eines
Arztes**

Christian Schütz:

**Die „letzten Dinge“ in der Sicht der
Benediktusregel**

VERLAG FRIEDRICH PUSTET · REGENSBURG



Johannes XXIII., der – wie berichtet wird – schmerzstillende Medikamente zurückgewiesen hat. Ich kann aber in einem solchen Zustand das alles kaum tun, was im Rahmen meiner Arbeit Menschen hilft.

Im vergangenen Jahr hat der Krankheitsverlauf für mich noch manche Überraschung gebracht. Mit jeder neuen Situation war auch eine Herausforderung für meine Art zu leben verbunden. Zwei Stadien möchte ich herausgreifen.

Ein allgemeiner Rückgang meiner Kräfte führte mich zum Zweifel, ob ich das Jahr überhaupt noch beenden würde. Diese Einschätzung hatten auch andere. So eine Schwester im Krankenhaus. Als eine Besucherin erwähnte, wie sehr ich mich schon auf die Feier der Osterliturgie freue, meinte sie: „Ja, das ist ihm zu gönnen; er erlebt es heuer ohnehin zum letzten Mal.“ In dieser Lage spürte ich die Verpflichtung – soweit es an mir liegt –, eine friedliche Situation zu hinterlassen. Mein Testament lag seit Jahren bereit, aber es gab doch noch konkrete Details, die meine Entscheidungen forderten. Das alles konnte ich regeln, und ich machte dabei die Erfahrung, daß die eigene Klarheit und Festigkeit auch bei Gesprächspartnern eine akzeptierende Haltung bewirkt. Ich bin heute darüber froh, daß mich die Todesnähe zu notwendigen Regelungen geführt hat.

In dieser Phase habe ich noch ein grundsätzliches Buch über Beziehungskultur und Beziehungskrisen herausgebracht, und zwar ausdrücklich als mein letztes Buch; mit diesem Vermerk habe ich auch eine Reihe von Exemplaren verschenkt. Dies erwähne

ich, weil auch danach ein Buch wieder eine Rolle gespielt hat. Ich lag im Krankenhaus und las einen amerikanischen Autor. Da entwickelte sich in mir im Laufe von zwei Minuten der Gedanke: Ich schreibe noch ein Buch; die Idee an eine Hilfe für ältere Ehepaare war mir schon seit längerer Zeit durch den Kopf gegangen. Später wurde mir bewußt, daß es nicht in erster Linie um das Buch ging, sondern um das Bewußtsein von Gesundheit – und das hat sich bewahrheitet: Es ging aufwärts und ein gutes Lebensgefühl dauert bis heute an. Das Buch ist auch da: „Die Früchte ernten. Wege der Ehe ins Alter.“ Es enthält viel von mir persönlich und liegt mir sehr am Herzen.

In dieser letzten – guten – Zeit habe ich es als Problem erlebt, zum Leben wirklich ja zu sagen. Ich hatte mich zwar zum Kampf gegen den Krebs entschieden, ich wollte weiter tätig sein – das alles war ehrlich –, trotzdem wurde mir jetzt bewußt, daß es auch schön sein kann, sich in Anstand aus dieser Welt zu verabschieden und allen Wirbel hinter sich zu lassen. Es war für mich nicht leicht, das volle Ja zum Leben zu sprechen. So kann der Wille Gottes kuriose Sprünge machen!

Als mein Ja feststand, kam es auch schon wieder ganz dick daher. Ein Bischof, mit dem ich fachlich zu tun habe, der aber andere Positionen vertritt als ich, drohte mir mit Maßnahmen, was immer das heißen soll. Er wies dabei darauf hin, daß er einige Zeit wegen meines Gesundheitszustandes zurückhaltend gewesen sei. Was sollte ich tun? Meine Krankheit als Schutzschild benützen, um seinen Sanktionen zu entgehen? Es ist ja nicht lustig, Zeit und Energie für innerkirchliche Auseinandersetzungen ver-

geuden zu müssen. Ich entschied mich für eine wahrhaftige Antwort: Ich habe zwar kein Interesse an Schwierigkeiten, um der Wahrheit willen muß ich ihm aber auch mitteilen, daß es mir gut geht.

So ist für mich klar, daß dieses Leben nicht dazu gegeben ist, um einfach die

Freuden der Welt zu genießen, sondern den Willen Gottes zu tun, in Gesundheit oder Krankheit, in friedlichen Zeiten oder dann, wenn Kampf angesagt ist. Ich lebe nicht allein, sondern in der Gemeinschaft der Kirche. Und die Menschen um mich herum haben ein Recht darauf, in mir eine verlässliche Orientierung zu finden.